

## Lange Schatten

Marie Luise Kaschnitz

Langweilig, alles langweilig, die Hotelhalle, der Speisesaal, der Strand, wo die Eltern in der Sonne liegen, einschlafen, den Mund offenstehen lassen, aufwachen, gähnen, ins Wasser gehen, eine Viertelstunde vormittags, eine Viertelstunde nachmittags, immer zusammen. Man sieht sie von hinten, Vater hat zu dünne Beine, Mutter zu dicke, mit Krampfadern, im Wasser werden sie dann munter und spritzen kindisch herum. Rosie geht niemals zusammen mit den Eltern schwimmen, sie muß währenddessen auf die Schwestern achtgeben, die noch klein sind, aber nicht mehr süß, sondern alberne Gänse, die einem das Buch voll Sand schütten oder eine Qualle auf den nackten Rücken legen. Eine Familie zu haben ist entsetzlich, auch andere Leute leiden unter ihren Familien, Rosie sieht das ganz deutlich, zum Beispiel der braune Mann mit dem Goldkettchen, den sie den Schah nennt, statt bei den Seinen unterm Sonnenschirm hockt er an der Bar oder fährt mit dem Motorboot, wilde Schwünge, rasend schnell und immer allein. Eine Familie ist eine Plage, warum kann man nicht erwachsen auf die Welt kommen und gleich seiner Wege gehen. Ich gehe meiner Wege, sagt Rosie eines Tages nach dem Mittagessen und setzt vorsichtshalber hinzu, in den Ort, Postkarten kaufen, Ansichtskarten, die an die Schulfreundinnen geschrieben werden sollen, als ob sie daran dächte, diesen dummen Gören aus ihrer Klasse Kärtchen zu schicken, Gruß vom blauen Mittelmeer, wie geht es dir, mir geht es gut. Wir kommen mit, schreien die kleinen Schwestern, aber gottlob nein, sie dürfen nicht, sie müssen zum Nachmittagschlafen ins Bett. Also nur die Fahrstraße hinauf bis zum Marktplatz und gleich wieder zurück, sagt der Vater, und mit niemandem sprechen, und geht der Mutter und den kleinen Schwestern nach mit seinem armen, krummen Bürorücken, er war heute mit dem Boot auf dem Wasser, aber ein Seefahrer wird er nie. Nur die Fahrstraße hinauf, oben sieht man mit Mauern und Türmen an den Berg geklebt, den Ort liegen, aber die Eltern waren noch nie dort, der Weg war ihnen zu lang, zu heiß, was er auch ist, kein Schatten weit und breit. Rosie braucht keinen Schatten, wozu auch, ihr ist überall wohl, wohl in ihrer sonnenöglänzenden Haut, vorausgesetzt, daß niemand an ihr herumzieht und niemand sie etwas fragt. Wenn man allein ist, wird alles groß und merkwürdig und beginnt einem alles zu gehören, meine Straße, meine schwarze rüdigige Katze, mein toter Vogel, eklig, von Ameisen zerfressen, aber unbedingt in die Hand zu nehmen, mein. Meine langen Beine in verschossenen Leinenhosen, meine weißen Sandalen, ein Fuß vor den andern, niemand ist auf der Straße, die Sonne brennt. Dort, wo die Straße den Hügel erreicht, fängt sie an, eine Schlangenlinie zu beschreiben, blaue Schlange im goldenen Reblaub, und in den Feldern zirpen die Grillen wie toll. Rosie benützt den Abkürzungsweg durch die Gärten, eine alte Frau kommt ihr entgegen, eine Mumie, um Gottes willen, was da noch so herumläuft und gehört doch längst ins Grab. Ein junger Mann überholt Rosie und bleibt stehen, und Rosie macht ein strenges Gesicht. Die jungen Männer hier sind zudringliche Taugenichtse, dazu braucht man keine Eltern, um das zu wissen, wozu überhaupt braucht man Eltern, der Teufel, den sie an die Wand malen, hat schon längst ein ganz anderes Gesicht. Nein, danke, sagt Rosie höflich, ich brauche keine Begleitung, und geht an dem jungen Mann vorbei, wie sie es den Mädchen hier abgeguckt hat, steiles Rückgrat, Wirbel über Wirbel, das Kinn angezogen, die Augen finster niedergeschlagen, und er murmelt nur noch einiges Schmeichelhafte, das in Rosies Ohren grenzenlos albern klingt. Weingärten, Kaskaden von rosa Geranienblüten, Nußbäume, Akazien, Gemüsebeete, weiße Häuser, rosa Häuser, Schweiß in den Handflächen, Schweiß auf dem Gesicht. Endlich ist die Höhe erreicht,

Es ist wunderschön hier, und so still, denkt Rosie und wundert sich über sich selbst, daß sie diesen Gedanken laut ausgesprochen hat. Sie blickt um sich; kann aber niemanden sehen. Es geschieht wohl nicht oft, daß sich jemand die Mühe macht, hier heraufzusteigen. Die Einheimischen finden wahrscheinlich nichts Besonderes mehr am Anblick ihrer Stadt. Es ist hier so ganz anders als unten. Rosie hört das Lachen ihrer Geschwister nicht, das Plätschern der Eltern im Wasser, das laute Geräusch der Motorboote, auch nicht den Lärm der Touristen am Strand. Hier braucht sie sich nicht zu ärgern über das Plärren eines kleinen Kindes, weil es wieder einmal noch nicht aus dem Wasser will, und über die dummen Bemerkungen der jungen Männer, die sich nach ihr umsehen. Rosie fühlt sich zum ersten Mal in ihrem Leben richtig frei und unabhängig. Sie sieht den Vogel langsam an ihr vorbeifliegen, der vorhin noch auf dem Felsen drüben saß. Unten in der Stadt hätte sie ihn für seine Freiheit und Unabhängigkeit beneidet. Jetzt steht sie da und ist selbst ein Vogel. Man müßte fliegen können, schießt es ihr plötzlich durch den Kopf. Man müßte der Sonne entgegen fliegen können, ohne sich an ihr zu verbrennen. Doch dann verschlägt sie diesen Gedanken sofort wieder. Man kann nicht alles haben. Man kann nun einmal kein Vogel sein, aber es genügt, seine kleine Freiheit genießen zu können. Rosie hat doch jetzt ihre kleine Freiheit, oder?

Sie hat die Höhe erreicht und steht ganz oben, ohne vor irgend etwas Angst zu haben, ohne sich bedrängt und eingeengt zu fühlen, wie sie es immer bei ihrer Familie zu sein glaubt. Rosie ist allein, aber glücklich. Von der Ferne hört sie die Möven kreischen. Es sind vielleicht 100 Vögel, vielleicht 200, wie sie da unten über dem Meer ihre Kreise ziehen. Komisch, denkt Rosie plötzlich, die Möven fliegen immer gemeinsam und sind trotzdem frei. Irgendwie sind sie trotz allem unabhängig voneinander. Schön, sagt sie auf einmal wieder laut. Schön, frei und trotzdem nicht allein zu sein.

Sie schaut auf die Uhr. Gleich vier -wo ist nur die Zeit geblieben? Die Eltern werden sich doch hoffentlich keine Sorgen machen. Langsam und behäbig dreht sie sich um und beginnt hinabzusteigen. Noch einmal sieht sie hinauf auf die Höhe, Danke, sagt sie, ich habe begriffen. Rosie weiß eigentlich selber nicht, zu wem sie das sagt, zum Himmel, zu den Möven, zur Sonne oder zu ihren eigenen Schritten. Sie weiß es nicht, aber sie sagt es einfach.

Elisabeth Seidl, 6.Klasse

Die Sonne brennt noch immer vom Himmel herunter, die Straßen sind wie ausgestorben. Enge, verschachtelte Gassen, halb verfallene Häuser, dreckige Fenster und Staub, Staub.

Ein kleiner Bub kommt die Hauptstraße heruntergelaufen, die Haare voller Schmutz, zerrissenes Leibchen, zerschundene Knie. Eklig, wozu brauchen die hier das Wasser, wenn nicht zum Waschen. Was sieht mich denn der so komisch an. Das erinnert einen ja na die Eltern, diese mißtrauischen, abschätzigen Blicke, ach was, zum Teufel mit den Eltern. Wenigstens hier will sie ihre Ruhe vor ihnen haben. Rosie macht sich auf die Suche nach einem Souvenir-laden, verschwendet keinen Gedanken mehr an den kleinen, schmutzigen Jungen. Die immer schwerer werdenden Füße, einen vor den anderen gesetzt, ihre sonnenverbrannten Arme, die schlaff an den Seiten herunterbaumeln. Und überall diese streunenden Hunde, mager, ausgehungert, sie laufen umher, schnüffeln, liegen in der Sonne, keuchen, machen sich weiter auf die Suche nach etwas zum Fressen. Bemitleidenswerte Kreaturen, wenn sie doch nur nicht so dreckig wären.

Die Straße führt zu einer Anhöhe, umsäumt von Geranienblüten, rosa, weiß, dazwischen verdorrte Gräser, Halme, zirpende Grillen, im Hintergrund jaulende Hunde. Rosie setzt sich auf eine hölzerne Bank, den Blick auf das wogende, schäumende Meer gerichtet, hie und da Köpfe von schwimmenden Menschen im Wasser. Und dort, irgendwo da unten, ihre Eltern. Zwischen den Menschenmassen eingekquetscht, in der Sonne Liegend, schafend, aufwachend, gähnend. Ihre Schwestern quietschend, im Sand grabend, auf der Suche nach Quallen. Endlich einmal allein, ohne Aufsicht, tun und lassen können, was sie will, einfach weglaufen, dem Wirbel entfliehen. Keine kreischenden Schwestern, keinen Vater mit seinen dünnen Beinen, keine Mutter mit ihren zu dicken Beinen,....

(Birgit Florian, 6.Klasse)

## DER [ALP]TRAUM VON DER WIRKLICHKEIT

Wenn man sich nach einem langen, arbeitsreichen Tag dann endlich ins Bett legt, und wenn dann im Hinterkopf der Tag analysiert wird und wenn diese Analyse ergibt, daß der Tag wie jeder andere begann, nämlich mit der Prozedur des Aufstehens und daß dieses Aufstehen immer nach dem gleichen Schema abläuft, und wenn dann dieses Schema noch einmal in allen seinen Details im Kopf abläuft, also wenn der Wecker zu dröhnen beginnt und man langsam seinen Arm auf das Objekt des Grauens legt, um ihn endlich zum Verstammen zu bringen und wenn dann die Ehefrau aufsteht und das Licht aufdreht, dieses grelle durchleuchtende, unabwendbar künstliche Licht, und wenn man dann die Kinder schreien hört, und wenn man sich über ihre Munterkeit wundert und sich fragt, von wo sie ihre Energie aufbringen und wenn man zu der Erkenntnis kommt, daß man schon zu alt sei und daß man in der Jugend ebenso war und man sich dadurch schlecht fühlt und über das Menschsein zu sinnieren beginnt, und wenn man keinen Sinn des Lebens findet und in relative Verzweiflung verfällt, da zu allem Überdruß die Tochter noch die Decke, die wärmende Decke, die Schutz vor der kalten Morgenluft und überhaupt vor der ganzen Welt bietet, vom Bett, dem einzigen Ort, an dem man seine wohlverdiente Ruhe findet, hinunterzieht — dann realisiert man, daß das Ganze nur ein Traum gewesen ist. Weiters kommt man darauf, daß dieser Alptraum sechs Mal pro Woche in Wirklichkeit passiert und man fragt sich, ob man überhaupt noch Träume, die einem im Leben nicht begegnen, haben kann.

Wenn man am Tag vor einer Schularbeit, vor einer Prüfung, vor einem Text oder einer Entscheidungsprüfung oder einem anderen schwierigen Problem, vor dem man eigentlich davonlaufen möchte, entkommen möchte, fliehen möchte, es eigentlich verdrängen möchte, aber dann doch noch etwas lernen, durchschauen, lesen will, um sich seinem Problem zu stellen, es zu bewältigen, aber man dann erkennt, daß man doch nichts mehr lernen, durchschauen, lesen will, aber man sich denkt es wäre recht gut, wenn man es kurz müde und man sich dann wiederum denkt es wäre schlecht zuviel zu wissen und zu können und man sich irredet man kann es ja sowieso und man kann ja eigentlich alles - wozu gehe man denn eigentlich zur Schule, wenn man ja sowieso alles kann - und dann sagt man sich wieder man gehe zur Schule um zu lernen, solche Probleme zu bewältigen, zu überwinden, aber dann kommt einem der Gedanke, daß das Wissen die Probleme schafft mit denen man sich jetzt und andauernd auseinandersetzen muß, um weiterzukommen, um zu überleben, um Geld zu verdienen, um mit dem Wissen, das man sich jetzt gerade aneignet, später einmal, wenn man sein Wissen, nach bestandenener Prüfung verwendet, vielleicht Menschen zu verletzen, zu töten und darum ist Wissen Macht und Macht ist gefährlich.

Erst wenn man sich darüber wirklich klar ist, dann wird es schwierig, was nur das Richtige sei und verstärkt wird alles noch, wenn einem gesagt wird, man solle sich Wissen aneignen.